

geln erzeugtes Muster, und als soziale Ordnung ist sie an der Erreichung von Zielen orientiert. Probleme treten dann auf, wenn gesetzte Ziele nicht erreicht werden. Das schwierige mit den Weltproblemen ist nun, daß es drei recht verschiedene Weltordnungsmodelle gibt, die jeweils unterschiedliche Zielvorstellungen und damit auch Problemsichten aufweisen. Schlimmer noch: des einen Lösung mag des andern Problem darstellen.

Die drei Modelle – vorgestellt in Teil II – sind das liberale (unterteilt in das reine liberale und das sozialliberale), das sozialistische (was in dieser Arbeit den westlichen, meist akademischen Sozialismus meint, nicht den »real existierenden«) und das realistische Modell (im Sinne der Realistischen Schule Morgenthau). Es werden jeweils ihre Zielvorstellungen (individuelle Freiheit, soziale Gleichheit bzw. Gesellschaft souveräner Staaten), die zu ihrer Erreichung vorgesehenen strukturellen Arrangements sowie der weitere Weltanschauungshintergrund (belief system) dargestellt. Die Teile III und IV stellen dann die globalen Wirtschafts- und Sicherheitsprobleme (ökologische Probleme werden nicht erwähnt) aus der Sicht der drei Modelle dar.

Die Darstellung der Modelle wie ihrer Problemsicht dürfte für den mit der Materie Vertrauten kaum Neues bringen. Als gebündelter Überblick über die unterschiedlichen Positionen könnte sie jedoch sinnvoll in einführenden Kursen über Probleme des internationalen Systems verwendet werden. Die Hauptthese der Verfasser, daß aus unterschiedlichen Ordnungsvorstellungen verschiedene Problemdefinitionen (und Lösungsvorschläge) folgen, wird gut dokumentiert. Die Verfasser ziehen hieraus in Teil V den Schluß, daß der Konflikt zwischen den Ordnungsvorstellungen (quasi als Metaproblem) unauflöslich sei, daß die Modelle inkomensurabel, d. h. nicht anhand eines neutralen Kriterienkatalogs vergleichbar seien. Allenfalls könne intern ihre Konsistenz geprüft werden. Wer ihre zutreffenden Bemerkungen über die wechselseitige Entstellung bei der Darstellung der jeweils anderen Modelle durch die Anhänger eines Modells aus eigener Erfahrung bestätigen kann, wird zumindest der Prognose der Verfasser über die Fortdauer des Modellkonfliktes zuzustimmen geneigt sein. Dies zumal, wenn man bedenkt, daß die Autoren Ordnungsvorstellungen, welche nicht im weiteren Sinne westlichen Ursprungs sind, noch gar nicht berücksichtigt haben.

Martin List

Robert I. Rotberg (ed.)

Imperialism, Colonialism, and Hunger

East and Central Africa, Lexington Books, Lexington/Toronto 1983

Eine Fülle von Darstellungen hat sich in den letzten Jahren in sachgemäßer, häufig jedoch auch verfälschender Form mit dem Phänomen der Nahrungsmittelknappheit und Hungersnöte auf dem afrikanischen Kontinent beschäftigt. Um die Brisanz der Situation zu unterstreichen, sei an dieser Stelle nur eine all jener Zahlen herausgegriffen, die

belegt, in welcher unaufhaltsamer Weise die Dritte Welt im allgemeinen und Afrika im besonderen seit Ende des 2. Weltkrieges sich von einem Nahrungsmittelexporteur in einen Nahrungsmittelimporteur gewandelt hat. So ist die afrikanische Pro-Kopf-Produktion an Nahrungsmitteln seit 1960 um 25 % gesunken. Die Konsequenzen sind klar: 1985 waren es ca. 20 Mill. Tonnen Nahrungsmittel, die die afrikanischen Staaten importieren mußten; im Jahre 2000 wird es bei gleichbleibenden Trends die zehnfache Menge sein.

Diese Entwicklung hat Afrika nicht nur die Stellung als ärmsten, sondern auch die Bezeichnung ›Hungerkontinent‹ eingebracht. Der vorliegende Band versucht mittels neun Beiträgen darzustellen, wie es dazu kam: in welcher Weise Imperialismus (ein Begriff, der in den Beiträgen wenig Verwendung findet und wohl nur aus absatzspezifischen Gründen Eingang in den Titel fand) und Kolonialismus Deformationen im landwirtschaftlichen Sektor in den Staaten Ost- und Zentralafrikas bewirkten und damit Hunger bzw. Unterernährung in den betrachteten Staaten heraufbeschworen.

So erläutert D. W. Cohen in seinem Beitrag ›Food Production and Food Exchange in the Precolonial Lake Plateau Region‹, daß große Teile Ostafrikas in der vorkolonialen Zeit durchaus nicht als selbstgenügsame, sich selbst reproduzierende Dorfgemeinschaften zu interpretieren sind, sondern daß Ansprüche von Tribut fordernden Zentralstaaten, wie etwa Buganda, direkte, nicht selten negative Auswirkungen auf die Nahrungsmittelproduktion der abhängigen Gemeinschaften hatte: Es gab solche »in which their (of tribute taking states, T. L.) demand for foodstuff stimulated production on the land and areas in which such demand weakened or destroyed production of food surpluses.« (p. 4)

Analogien zu entsprechenden Verhältnissen während der Kolonialzeit werden besonders in den Beiträgen von L. Vail ›The State and the Creation of Colonial Malawi's Agricultural Economy‹ und von R. Palmer ›Land Alienation and Agricultural Conflict in Colonial Zambia‹ deutlich.

Wie ein roter Faden ziehen sich folgende Stationen durch die Geschichte der Kolonialgebiete: Ziel der europäischen Siedler und Administratoren war die Kommerzialisierung der lokalen Wirtschaftsstrukturen. Diese wurde bei Unkenntnis der lokalen Verhältnisse und wenig Sensibilität gegenüber den »Needs of indigenous producers« durch eine einseitige Exportorientierung forciert. Daß die als rückständig und primitiv angesehene Subsistenzproduktion von ihrer Anlage und ihren Entscheidungsmustern her weit komplexer war bzw. noch ist, daß sie letztlich eine sehr kalkulierte »reaction to risk – risks that were social as well as ecological« (p. 31) darstellt, darauf weist F. Cooper im Artikel ›Subsistence and Agrarian Conflict: The Coast of Kenya after Slavery‹ hin. Die das Leben der Kleinbauern beherrschende Logik der Subsistenz haben G. Elwert für Benin und Th. Labahn für Somalia an anderer Stelle überzeugend herausgearbeitet.

Doch nicht nur die Kleinbauern hatten unter dem Unverständnis der neuen Landesherren zu leiden; es beeinträchtigte auch die Bewegungsfreiheit der Nomaden. Daß deren, meist spärliche natürliche Ressourcen nutzende Wirtschaftsform kein Anachronismus war, wurde ebenso erkannt wie der Umstand, daß »reluctance to sell what Europeans regarded as a surplus cattle was closely related to the unwillingness of pastoralists to ex-

pose themselves to famine in years of abnormally low rainfall.« (I. R. G. Spencer in: *Pastoralism and Colonial Policy in Kenya, 1895–1929*, p. 118).

Auch ein anderes Beispiel belegt in sehr deutlicher Weise die Rationalität der autochthonen Bevölkerung. L. Vail erläutert, warum die Malawis nicht den Vorstellungen der Europäer entsprachen und sich nicht in verstärktem Maße in der Baumwollanpflanzung engagierten: »Cotton growing conflicted with food growing, and if both food and cotton were grown with the technology of the period, a great increase in labor time would have been required. Malawians thus preferred to earn the money that they needed by working as porters during periods when gardening demands were light rather than laboring on a cash crop that was notoriously risky given the uncertainty of the area's climate.« (p. 47)

Unkenntnis und Unverständnis waren die eine Seite, Profitstreben und Ausschaltung lokaler Produzenten die andere. So wird in allen Beiträgen ein »favoring and fostering of white agricultural efforts« konstatiert. Wie die von Weißen dominierten Plantagen zu Lasten der Afrikaner aufgebaut und entwickelt wurden, hatte im einzelnen folgendes, fast immer gleichartiges Aussehen: Die Einheimischen verloren die Gebiete mit guten Böden oder wurden in verkehrsmäßig nur gering angebundene Regionen abgedrängt. Finanzielle Produktionsanreize wurden ausschließlich einer Handvoll »of not particularly efficient white settlers in Nyasaland, Northern Rhodesia, and Kenya« (Rotberg in: *Introduction*, p. X) gewährt. Und er fährt fort? »In the extreme cases of Malawi and Zambia, where Africans were – in the face of many obstacles – now and again successful entrants into the cash economy, the chapters that follow show how government after government developed defensible policies to deprive African producers of their gains.«

Auch D. Rimmer (*The Economic Imprint of Colonialism and Domestic Food Supplies in British Tropical Africa*) belegt, daß die Kontrolle der Europäer über den Markt gegen die Interessen der Mehrheit der lokalen Produzenten und Konsumenten wirkte. Und wenn der gleiche Autor (p. 160) als Vorschlag der East Africa Royal Commission des Jahres 1935 wiedergibt, daß »by responding to market opportunities – by escaping self-sufficiency, becoming specialized in their economic activities, selling their labor, migrating, changing their output or occupation, realizing their assets, or investing their incomes«, so sind deren Möglichkeiten erzwungenermaßen weit davon entfernt. Von dem vielbeschworenen freien Spiel der Kräfte ist wenig zu spüren, denn »in the 1930s a general consensus had developed that the way out of the depression was to cut production and then to force up prices. It was during that period that Africa became blanketed by a myriad of marketing boards, production quota, and similar interventions by states to manipulate production.« (L. Vail, p. 64)

Abgerundet wird der Band durch den Beitrag J. S. Hogendorns/K. M. Scott »Very Large-Scale Agricultural Projects? The Lessons of the East African Groundnut Scheme«, die an diesem Beispiel aus Tanzania in augenfälliger Weise die strukturellen Schwächen aufdecken und belegen können, daß die nach dem 2. Weltkrieg erfolgte Konzentrierung auf Großprojekte wenig erfolgreich war.

Veranschaulichen die verschiedenen Beiträge des Bandes deutlich, daß – wie E. J. Berg an anderer Stelle festhielt – die »economic policy in colonial Africa was most often pa-

ternalistic, dirigisté, anti-free enterprise to the core«, so verwundern die beachtlichen Übereinstimmungen und die strukturelle Kontinuität, die sich in der politischen Ökonomie des kolonialen und postkolonialen Staates belegen lassen. So werden auch nach Erlangung der Unabhängigkeit – wie H. Bienen in seinem Beitrag ›The Impact of Colonialism on Modern Economic Pattern of Distribution« erläutert – fortwährend Anstrengungen unternommen »to transform agriculture through resettlement and pilot projects. A suspicion has remained in the minds of the independent leaders that peasant smallholders, left to the incentives of markets, would not be productive.« (p. 240)

In diesem Sinne führt denn auch Rotberg aus, daß nicht allein der Kolonialismus die Verantwortung für die zum Teil verheerende Situation der Gegenwart trage. Vielmehr gäbe es viele aktuelle Gründe, die – einzeln oder gebündelt auftretend – für die momentane Lage verantwortlich zeichnen: »pricing policies that have destroyed the economic incentives of the rural smallholder«, »the inability of state-owned distribution networks to provide fertilizers, sacks, and other agricultural requirements at the right times«, »the deterioration of road networks« and »national spending on unproductive assets like armaments« (p. IX/X) Daß es trotz all dieser Defizite und strukturellen Mängel keine zwangsläufige Verknüpfung mit der Feststellung Rotbergs »today not one country in the region feeds itself« (p. IX) gibt, haben die Ereignisse der letzten Zeit erwiesen, denn selbst unter den genannten ungünstigen Vorzeichen sind die afrikanischen Bauern zumindest in einigen Staaten in der Lage gewesen, substantielle Verbesserungen der Produktionsergebnisse zu erzielen. So bezeichnete die FAO erst kürzlich die Situation in dreien der in diesem Band beleuchteten Staaten als gut: Kenia, Zimbabwe und Malawi, wobei die beiden erstgenannten sogar die Hürde der Selbstversorgung übersprungen haben sollen. Es scheint, daß eine Rückbesinnung auf das vorhandene eigene Potential schon mittelfristig eine nachhaltige und dauerhafte Verbesserung bewirken könnte. Diese Vorstellung greift auch H. Bienen auf, wenn er ausführt: »Arguments are now being made with increasing frequency asserting that African farmers should go back to the production of basic foodstuffs. Is this a manifestation of the desire to drive farmers back to subsistence production, which was a very low productivity, low-income-generating agriculture? Of course not; the desire is to raise smallholder production and to produce enough domestic food to save scarce foreign exchange, which now goes for food imports.« (p. 242)

Wie eine Umsetzung der Vorstellungen möglich ist, wird dann jedoch nicht erläutert. Doch das wäre dann auch zuviel verlangt. Vielmehr ist in dieser abschließenden kritischen Würdigung zu betonen, daß der Band zwar vielerlei enthält, was – zumindest dem Kenner – seit geraumer Zeit bekannt ist, daß andererseits mit viel Detailfreude ein komplexes Bild der jeweiligen Situation in den verschiedenen Kolonialgebieten Ostafrikas gezeichnet wird. Jedem, der sich mit den Problemen der Landwirtschaft Afrikas beschäftigt, kann dieser Band daher empfohlen werden.

Thomas Labahn